

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wlf. Hörter in Sadamar.

1917. * Nr. 27

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Misch. (Nachdruck verb.)

Der alte Doktor schritt bedächtig die vier Treppen hinauf. Es war ein Zettelchen bei ihm abgegeben worden, er möchte sofort nach seiner Rückkehr zu einem Kranken kommen, der unter demselben Dache hauste. Es fiel ihm ein, daß dort oben ein Maleratelier sei. War er einmal auf der Treppe einem begegnet, der wie ein Künstler war, oder vielmehr wie eine Mischung von Denker und Künstler. Er hatte dem interessanten Kopfe nachgeschaut, der ihn an ein Porträt erinnerte, das er in irgend einer Galerie gesehen. Während er noch darüber nachdachte, stand er schon leuchtend vor der Türe, an der eine Visitenkarte klebte: „Philippo, Maler.“ „So ein Italiener! Eine alte Frau öffnete ihm nach zweimaligem Klingeln und deutete auf eine Türe, während sie seitwärts

bemerkten den Fremden, der erstaunt und entzückt, aber auch entrüstet — denn zu einem Kranken hatte man ihn gerufen — das merkwürdige Bild in sich aufnahm.

Nun plötzlich, bei einer Wendung, sah sie den fremden Mann vor sich. Mit einem jähen Ruck, während ein dunkles Rot die zartgelb getönten, blassen Züge färbte, stand sie still.

Schnell flüsterte sie einige italienische Worte dem Sitzenden ins Ohr, worauf der Mann wie aus einem tiefen Traum erwachte, und trat dann in bescheidener Haltung auf den Arzt zu.

„Verzeihen Sie, daß wir Sie haben rufen lassen! Er hatte vorher seinen Anfall — jetzt geht es ihm etwas besser.“

Es war ein reines Deutsch, in dem sie sprach, nur mit einem ganz leichten, fremden Anflang.

„Und da tanzen Sie?“

„Ach, das zerstreut ihn; das macht ihn alle Schmerzen vergessen.“ — Ein liebliches Lächeln huschte dabei über das süße

Kinderge-
sicht mit dem feinen, ein klein wenig trotzig gebogenen Näschen.

Der alte Doktor war (u er Frauenkenner, Kunstenthusiast und Genießer jeglicher Schönheit, auch aus Beruf und aus Neigung Physiologe und Ethnograph. Mit Erstaunen bemerkte er in diesem ganz südlichen Näschen ein paar leuchtende, veilchenblaue, wahrhaft deutsche Augen — ganz die Augen des Vaters.

Denn ganz dieselben gültigen, strahlenden, fast überirdischen Augen sah er jetzt mit einem scheuen und fragenden Blicke des Mannes auf sich ruhen.

„Doktor Menzel!“ stellte der Alte sich vor. „Nun, Signor Philippo, wo fehlt's denn bei Ihnen?“

„Ich weiß nicht... die Luft fehlt, seit ich wieder in Deutschland bin... Kann sie wohl nicht mehr ertragen!“



Von der Schlacht im Westen: Verbandstelle im Winkel eines heikumsprittenen Ortes vor Arras.
Bild- und Filmamt.

langte sie ganz langsam einen italienischen Tanz, zu dem mit dem Tamburin und einem eintönigen Gesange selbst unendlich grazios und keusch, wie dem alten Doktor Gleich einer Schlange bog der zarte Körper sich, und wieder statuenhaft sich um seine Achse zu drehen. Aber der Alte noch das Mädchen, fast noch ein Kind,

Es kam stöhnend heraus, aber in einem akzentfreien Deutsch. „So sind Sie früher schon in Deutschland gewesen? Sind wohl selbst ein Deutscher?“

Der Maler brummte etwas vor sich hin, riß den Sammetkittel und das Hemd auf und sagte mit einem müden Lächeln: „Das Herz — das Herz! Es will nicht mehr so recht.“

Wortlos zog der Doktor sein schwarzes Hörrohr aus einer kleinen Instrumententasche, legte es dem Kranken an die Brust, horchte lange, klopfte ihn sorgfältig ab und ließ sich zuletzt genaue Angaben über seine Beschwerden machen.

Seine Miene seines etwas härteigen, faltigen Gesichtes verriet, zu welchem Resultat er gekommen war. Er schrieb ein Rezept, das er dem jungen Mädchen mit einigen Weisungen übergab.

Der Maler blinnte fragend zu ihm auf.

„Um... etwas angegriffen! Scheinen wirklich das Klima nicht recht zu ertragen! Wenn erst das Frühjahr kommt, wird's schon besser werden. Vielleicht können Sie dann aus Berlin heraus, aufs Land — oder nach dem Süden.“

Der Maler sah ihn mit traurigen, resignierten Augen an.

„Haben Sie denn keine Verwandten mehr da?“

„Niemand!“

„Um... Na, wir sprechen noch darüber. Zu beunruhigen brauchen Sie sich nicht!“

Er streckte seine braune Nase hin, in die der Maler eine feine, weiße Kinderhand legte, die gar nicht zu dem fahn geschnittenen Dentertopf mit dem langen, schwarzgrauen Barte zu passen schien.

Dem jungen Mädchen wirkte der Arzt mit den Augen; und sie schien ihn zu verstehen, denn sie folgte dem Alten in den Flur hinaus, sagte behebend seine Hand und stammelte ängstlich: „Ist es sehr schlimm?“

„Nicht doch! Das kann man noch nicht wissen. Wenn Sie ihn nachher zur Ruhe gebracht haben — und er braucht Ruhe, vor allem keine Aufregung oder Sorge — ja, dann kommen Sie doch einen Augenblick zu mir herunter! Wir sprechen dann weiter! Nein, nicht jetzt... meine Frau und die Abendsuppe warten.“

Und als wenn es nur der Hunger wäre, der ihn forttrieb, schnitt er jede weitere Bemerkung ab und eilte geschwind, als er heraufgekommen war, die vier hohen Treppen wieder hinab.

Hier erwarteten ihn in der Tat die gemütliche Eßstube und der wohlgedeckte Tisch, über dem die große Hängelampe freundlich brannte, und an dem eine feine, alte Dame sitzend und lesend saß.

Doktor Menzel versuchte sonst die Welt und ihr Elend, das zu schauen er so reichlich Gelegenheit hatte, in seinem häuslichen Paradies zu vergessen. Gute aß er schweigend und nachdenklich seine Suppe, gab zerstreute Antworten und ließ selbst seinen saftigen Lieblingsbraten ohne besondere Begrüßung und Aufmerksamkeit vorübergehen.

Die Doktorin hatte es sich im Laufe der Jahre angewöhnt, ihn nie nach seinen ärztlichen Erlebnissen zu fragen.

Was sie über das Sachliche hinaus interessieren konnte, sprach er sich schon selber von der Seele.

Der Alte stieß den Teller zurück. „Eine merkwürdige Gesellschaft da oben!“

„So — was sind's denn für Leute?“

„Vater und Tochter. Ein Maler! Der Teufel soll mich holen, wenn ich klug daraus werden kann, ob es Italiener oder Deutsche sind. Von beidem etwas. Herzkrank ist der Alte. Das heißt, scheint noch jung... etwa anfangs Fünzig... Und die Lunge scheint auch nicht mehr intakt. Bleibt er hier in der Berliner Luft, in seinen vier Wänden da oben — mit dem nervus rerum und dem Kochtopf scheint's auch nicht zum besten bestellt... ja, dann kann's bald ein schlechtes Ende nehmen.“

„Und ist ihm nicht zu helfen, Otto?“

„Nein und ja. Die Katastrophe kann man hinausschieben, wenn man ihn in die gute Luft bringt... fleißig spazieren gehen und keine Sorgen! Danach sieht's aber nicht aus. Und die vier Treppen sind auch Gift für ihn.“

Nach und nach, immer von Reflexionen allgemeiner oder medizinischer Natur unterbrochen, wie es seine Art war, erzählte er der aufstehenden Frau alles.

Die kleine Dame mit dem grauweißen Scheitel, dem grundgescheiten, feinen Gesicht und den gütigen, alten Augen hörte voll Interesse zu und sprang schnell auf, als es jetzt zaghaft klingelte.

„Das ist gewiß die Kleine!“ Eiligt schob sie zur Tür hinaus, als fürchtete sie, das junge Mädchen würde noch im letzten Augenblick wieder davonlaufen, und kam gleich darauf mit dem zierlichen Geschöpfchen zurück.

In einen langen italienischen Mantel gewickelt, hätte man sie für einen zarten Knaben halten können, wären nicht die langen Büsse gewesen, die sich unter der Kapuze hervorstahlen.

Erst nach einigem Zureden legte sie diesen Mantel ab und zeigte sich in einem ärmlichen, dünnen, verblichenen und unmo-

dernen Kleidchen, das sie offenbar selbst angefertigt und mit ihrem Wachstum auch verlängert hatte.

„Mein Gott, sie ist so jung!“ flüsterte die alte Dame. „Und so hübsch!“

Das junge Mädchen blinnte scheu zu Boden, nahm auf einer Substante Platz und ließ den langen, schwarz-nervös durch ihre Finger gleiten.

Die gute Frau Doktor verstand geschickt, diese ärgste jungen Mädchen zu verschonen. Sie hätte auch eine erzählt sie ihr; aber die sei schon einige Jahre verheiratet — und sie liebe die Jugend. Das kleine Mädchen mußte sie aber jetzt öfters besuchen; und sie bedauerte nur, sie nicht schon früher kennen gelernt hätte. — Und von kleinen, selbstgebadenen Kuchen mußte das kleine Fräulein schmecken. Dabei häuften sie ihr einen ganzen Tell auf. Denn mit siebzehn Jahren sei man ein Ledermaul.

„Achtzehn!“ verbesserte die Kleine nun unbefangen, das erste Lächeln über ihre Züge flog.

„Und dieses Glas italienischen Wein müssen Sie trinken auf das Wohl Ihres schönen Vaterlandes.“

Die Frau Doktor, die etwas von Dantes wohlklingender Sprache verstand, fügte noch einige italienische Worte.

Da schoß es blutwarm auf in den blassen Wangen des Mädchens; sie hob mit einer zierlichen, kleinen Verbeugung das Glas gegen die beiden alten Leute und sagte mit einem tendenden Blick ihrer Blauaugen: „A la vostra salute!“

„Sie sprechen aber so gut Deutsch, Signorina —“

„Ihre — Ihre Carlotta. Papa ist ja ein Deutscher, meine Mama war Italienerin.“

„Und sie lebt nicht mehr?“

„Nein — wir haben ihr Grab in Rom zurückgelassen.“

„Daher also die italienisch-deutsche Namensverschmelzung die blauen Augen im italienischen Köpfchen“, scherzte des Vaters, um sie von dem traurigen Thema abzulenken.

Die Kleine blinnte sie treuherzig an, mit einem kleinen Lächeln. Sie leerte auch ganz tapfer ihr Glas feurigen Weins, ließ sich die kleinen, harten Kuchen, an denen sie mit ihren Zähnen wie ein Mäuschen knabberte, vergnüglich schmecken.

Der Wein goß Wärme in den zarten, schlanken Körper, die blassen Wangen und weckte das lang zurückgehaltene Bedürfnis nach Mitteilung, das in jedem Menschen schlummert.

Allmählich legte sie ihre Schen ab und plauderte mit allerliebst von Capri, Neapel und einem alten Schloß, sie jahrelang gewohnt hätten, als die liebe Mama noch lebte. Der Vater hätte es ausgemalt bei seinem Freunde, dem Rimini. Und da sei sie geboren.

Wie ein altes Märchen erzählte sie es — ganz ruhig und ganz plötzlich gestorben; und wir sind von Neapel nach Rom gegangen. Da hat er nicht mehr viele von den alten Bildern wiedergefunden; und sie wollten auch von seinen Bildern mehr wissen. Es war alles anders geworden.

Und die jungen Künstler haben die große Kaiserstadt Spree gerühmt, wo so viel reiche Leute lebten, die die liebten und beschäftigten. Da hat den Vater das Heimweh nach der alten Heimat, und wir sind nach Deutschland gegangen. Sie wurde plötzlich ganz ernst; ein Schatten zog über ihre lieblichen Kinderantlitz, und zwei stehende Augen hefteten auf den alten Doktor.

„Und nun sind wir hier. Er grämt sich und sehnt sich dem Süden und nach unserem Grab in Rom, das nun mehr pflegt. — Ach, bitte, Herr Doktor — sagen Sie die Wahrheit, ob es schlimm mit ihm steht.“

Der Arzt rühte verlegen an seiner Brille, nahm sie ab und pukte sie heftig, als ob sie plötzlich beschlagen wäre. „Schwer zu sagen, mein liebes Kind!... Was wollen Ärzte!... Alles Stückwerk, unser Wissen!“

Die Frau Doktor warf ihrem Manne einen scharfen Blick auf den er sofort verstummte, sich ein paar mal räusperte und dann gelassen fortfuhr: „Es ist nicht so schlimm — kleine Mädchen wir schon zurechtbringen!... Aber freilich Luft... andere Diät... keine Arbeit, kein Treppensteigen.“

Die Kleine sah ganz ruhig da. Nur die blauen Augen saßen, ohne daß sie eine Miene verzog, mit blanken Wangen ihr langsam über die Wangen tropfen.

Der Doktor rühte unruhig hin und her. Frauentränen er absolut nicht vertragen. Seine Härteigkeit schämte sich Wachs am Feuer, wenn Frauen weinten.

„Nun — nun — nun! Am besten wäre es ja freilich, gingen mit ihm wieder nach Italien zurück.“

Die Tränen flossen immer reichlicher, der Doktor immer verlegener. Er warf seiner Frau einen hilflosen

„Ihre Carlotta sprach ganz leise. Nur am Zittern der Stimme merkte man die innere Erregung; und das elfenbeinfarbene Gesichtchen färbte sich mit dem Rot des Zornes und der Empörung.“

„Mein lieber Papa hat das Geld nicht angenommen. Aber nach zwei Wochen schrieben die Herren von der Bank, in Deutschland hätten sie es auch nicht mehr nehmen wollen, und was denn nun mit dem Gelde geschehen sollte? Und das war, ehe er in Rom den Grafen kennen lernte. Und es ging ihm damals sehr schlecht. Die Mutter hat ihn — und so nahm er es, da es doch sein rechtliches Erbe war, und ging damit nach Rom.“

„Und sein Vater?“

„Der ist dann auch gestorben — einige Jahre später, als der Vater schon in Castel Moro lebte. Der Graf hat eines Tages einen Aufruf in einer großen römischen Zeitung gefunden, der Vater möge seine Adresse angeben, und hat heimlich Erkundigungen einziehen lassen. Da erfuhr er von dem Tode, und daß ein großer Brief schon seit Monaten auf dem deutschen Konsulat in Rom läge. Aber der Vater wollte von nichts mehr wissen. In Castel Moro nannte er sich bereits so, wie er jetzt heißt; und in Rom glaubten sie, er wohnte in Tunis. Da hatte er nämlich ein Jahr lang mit dem Grafen gehandelt und von da Briefe an seine deutschen Freunde geschrieben. So konnte ihn niemand auffinden; und das war ihm gerade recht so. Später hat er seinen wirklichen Namen ganz abgelegt und ist italienischer Bürger geworden. Ich darf niemals seine deutschen Verwandten erwähnen.“

„Und wie denken Sie sich nun die Zukunft — Ihre Zukunft?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie leise und zögernd. „Nur daß er wieder gesund wird — nur gesund! Denn was soll ich auf der Welt ohne ihn — so ganz allein.“ In wildem, tränenlosem Schmerz krampfte sie die Hände zusammen. Der alten Frau lief es eiskalt über den Rücken.

Wie verzweifelt doch diese jungen Augen blinnten! Daß so tiefes Weh sich auf einem solch jungen Haupt zusammenhäufte!

Eine Weile saß die alte Frau wortlos, in sich versunken da, und diesen heiligen Schmerz nicht zu stören.

„Mein liebes Kind, wenn man so alt ist wie ich, dann weiß man, daß Sonnenschein und Regen im Leben gerade so wechseln wie draußen in der Natur.“ Und sie griff leise nach der Kleinen, weichen Hand und drückte sie innig und warm.



Deutsche Jugend in Syrien:
Landstreifen der Stadtinder.

scheidenen Nachbarn ab. Ein großer Balkon auf Säulen hobten ersten Stockwerk, darunter eine weinunspannende Balustrade. Die hohen Fenster mit den großen, blinkenden Schreibern, die zöfische Dachgeschloß mit dem Eckturm: alles von Geschmack und Wohlhabenheit, die erst ängstlich mit dem Pfennig zu gebraucht. Das täuschte auch nicht. Es waren die feinsten, die wohlhabendsten, die reichsten Leute der Stadt, die ihr Heim aufgeschlagen hatten.

August Mertel, Inhaber der soliden Bank, Getreide-Produktenfirma A. W. Mertel, folger, saß hier mit Weib und Dienerschaft auf ererbtem Der Garten umgab das Haus allen vier Seiten. Borne nur eine Rasenfläche mit fremdländischen Sträuchern zwei steifen Blumenrabatten Hintergrund zog jedoch ein stattlicher Park mit alten Bäumen sich bis zu n Abhang des Berges hinüber. Ein kleiner See sich zu einem Weiher erweitern einer tüfengeschwungenen Holzbrücke über, trennte ihn in zwei ungleiche Teile.

An der linken Seite der Villa, durch Gartenland und eine hohe Mauer von dem Hofbesitz getrennt, lag das alte Haus, an die Mertel zu ihrer jetzigen Höhe emporgerichtet waren. Jetzt beherbergte es die

Dahinter lagen die Speicher und Lagerräume, die Ställe und was noch sonst zu einem so großen Betriebe gehörte. Großvater des jetzigen Inhabers, jener A. W. Mertel, hatte Geschäft nur als Nebenzweig seiner Mühle vor über Jahren mit einem Schreiber begründet. Jetzt saßen über Duzend Herren an den Doppelpulten und vor den großen Schreibern. Wo jetzt das vornehme Wohnhaus stand, hatte lustig die Mühle geklappert, die der Bach bewegte, der teilweise abgeleitet, als ein leichtes Wasserchen den hinteren



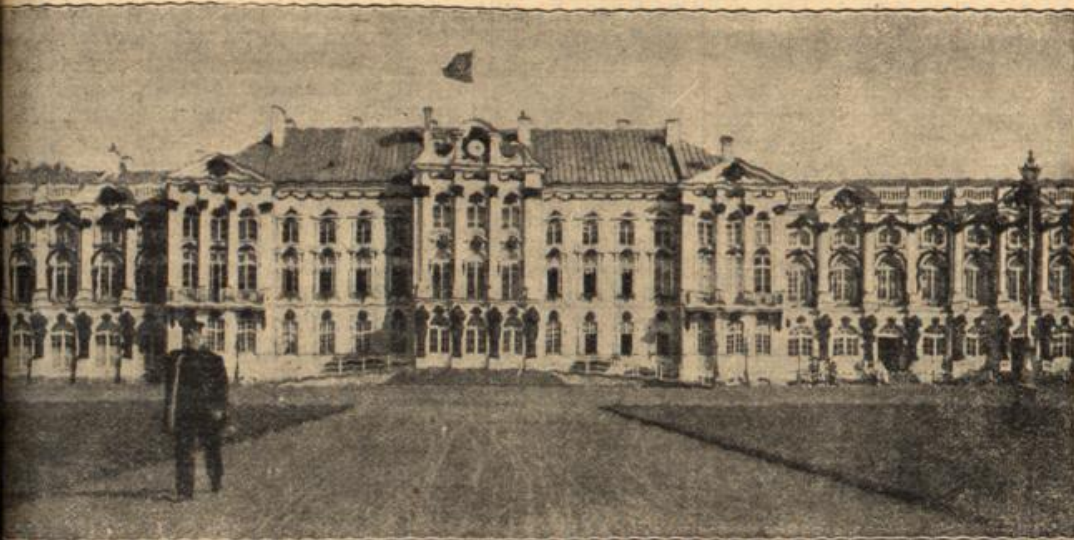
Gefangene und verwundete Engländer werden durch eine der in Trümmer liegenden Ortschaften des Kampfgebietes vor Arras zurückgebracht.

In Fichtenrode steht am Ende der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe und weit abwärts von den Häusern, inmitten eines großen, schattigen Gartens eine umfangreiche, zweistöckige Villa aus rotem Sandstein. Gar vornehm hebt sie sich gegen ihre be-

Hier herrschte als alleiniger Inhaber Herr August Mertel, dem die Firma ihre eigentliche Größe zu verdanken hatte. er herrschte nur in diesen Räumen, in denen er einst als Spieler gespielt hatte, nur über seine Kommiss und sonstigen Angelegenheiten.

des durch die Mühle später brochen den, die Firma sich schon fünfzig Jahren hatte sich auf Handel hatte und die liefern erhalten sich zuletzt dem zugewandt als Depot und Geschäft für die Dörfer kleinen des streifen war mählich ver Beden herange als ein solider geachteten ganzen ringer

len
e Be
e, das
alles
die
n in
Ea
dste
t, b
tten
der
reid
erte
eib,
rbte
Gu
ne
mit
hem
atter
ein
e
eue
e
ter
rid
de
ch
der
am
or
or
St
stall
örte.
hat
r ka
a üb
rofr
te d
der
ter
chlo
hle
er
hen
na
sch
zig
hau
au
del
e
fer
alten
gule
W
ein
Dep
Gef
mü
die
fer
nem
s
je
lib
ho
den
ange
em
effe
ht
en
er
t
tte
als
ge



Die sogenannte Sommerresidenz Schloß Zarstovo Zelo, in dem der entthronte Zar gefangen gehalten wird.

Fliegerleutnant Heinrich Gontermann. (Mit Text.)

Hofphot. G. Senfmann, Reg.

Jenseits der großen Mauer begann das Reich seiner Gattin, geborenen Frein von Mohrenstein-Gungelom. Und hier schte sie im wahren Sinne des Wortes. „Denn ich bin groß, du bist klein“, heißt es im Liebe und das traf im wirklichen übertragenen Sinne auf das Ehepaar Merkel zu.

Das kleine Männchen benutzte willig das fast kahle Köpfchen seiner Hofbälle seien ihr zu Kopf gestiegen und noch mehr die Huldigungen eines fürstlichen Magnaten-Sproßlings.

Ihr Vater, der stattliche Gardeoberst, wurde dann plötzlich als Divisions-Kommandeur von Berlin nach Erfurt versetzt — wie man munkelte, auf Betreiben der sehr einflußreichen Familie



Malalona, die letzte Königin von Madagaskar. (Mit Text.)

vor der gestrengen Gebieterin, die ihn zu eine Haupteslänge übertrugte. Auf einer königlichen Gestalt ein energisches Antlitz, noch immer die Spuren ehemaliger Schönheit verratend, überragt von einer blonden, hoch aufgetürnten Krone, die noch kein graues Haar durchzog.

Man die Frau Ma, wie man munkelte, jünger war als der kleine Herr Gemahl.

Man sagte damals wie heute, es habe kein geringer Mut dazu gehört, dieses Freifräulein zu ehelichen, das wegen ihres scharfen Verstandes, ihrer Fähigkeit Überlegenheit und wegen ihres Stolzes in den Erfurter Offiziers- und Gesellschaftskreisen von den jungen Männern



Hofrat Dr. Karl v. Linde. (Mit Text.)

allgemein gefürchtet war. So recht hatte niemand sich an die kalte, stolze Unheimlichkeit heran. Man behauptete, die Ber-



Begnadete. Gemälde von Herrn. Kaulbach. (Mit Text.)

des jungen Prinzen von W., der kurz darauf eine standesgemäße Ehe einging. — Das Fräulein bildete nun den Mittelpunkt der Erfurter Gesellschaft. Die jungen Offiziere machten ihr natürlich schon aus dienstlichen Gründen den Hof.

Man sprach auch verschiedentlich von einer Verlobung, die aber nie zustande kam. Es wurde nicht recht klar, ob die junge Schönheit die Körbe ausstellte, oder ob die Betreffenden sich im letzten Moment selber zurückzogen. Jedenfalls war und blieb sie unverlobt, während ihre Freundinnen eine nach der anderen vor den Altar traten.

Vermögen war nicht vorhanden. Es war auch bekannt, daß die Familie über ihre Verhältnisse hinaus lebte, und daß Fräulein Ida die Ansprüche einer großen Dame machte.

Als der flotte Divisionär dann plötzlich statt des erhofften Korpskommandos den blauen Abschiedsbrief erhielt, wurde es still und stiller um die Familie Mohrenstein.

„Jetzt kann sie sich um eine Stifftsstelle umsehen“, sagten die hochhaften „Freundinnen“ — „jetzt heißt sicher keiner mehr an.“

Der in seinem Ehrgeiz tödlich getroffene Offizier überlebte seine Verabschiedung nur zwei Jahre. Mutter und Tochter zogen sich fast ganz von der Gesellschaft zurück.

Da plötzlich — die junge Dame näherte sich schon stark den Dreißig — überraschte sie ihre Kreise durch die Verlobung mit dem ältesten Sohne und Mitinhaber von „A. W. Merkel Nachfolger“ in Fichtenrode. Der junge Mann hatte in Erfurt sein Freiwilligenjahr abgedient und sie schon damals in den Gesellschaften, denen man den lebenswürdigen, reichen Erbsohn anzog, gleich einer hohen, fernem Göttin von weitem angeheimachtet.

Ihretwegen, nicht „um die Branche kennen zu lernen“, trat er dann als Volontär in eine Erfurter Bank, ließ sich auch in ein Gesekränzchen aufnehmen, dem seine Göttin angehörte, und schob sich so allmählich in ihren Gesichtskreis. Von oben herunter behandelt, ließ er nicht nach in demütiger Verehrung und allerlei Rittersdiensten. Er warb und diente lange sehr diskret. Nach der Pensionierung des Freiherrn wußte er sich ihm bei der finanziellen Regelung seiner Verhältnisse nützlich zu machen.

Der ehemalige, kaum beachtete Einjährige und Bankvolontär, unterdes zum Mitbesitzer des väterlichen, an Bedeutung stets wachsenden Hauses geworden, verkehrte jetzt, wenn er — was recht häufig vorkam — sich geschäftlich in Erfurt aufhielt, im Hause des verabschiedeten Generals.

Seiner Tochter gegenüber ließ es der etwas verbitterte Freiherr nicht an Anspielungen fehlen, daß der bürgerliche Spatz in der Hand der aristokratischen Taube auf dem Dach vorzuziehen sei, daß er ihr nichts hinterlassen könne, und daß die durch Familienverbindungen zugesicherte Stifftsstellung im Medienburgischen dann ihre letzte Zukunft sei.

Hatte die stolze Ida solche Bemerkungen bei Lebzeiten des Vaters noch mit spöttischem Achselzucken aufgenommen, so änderte sie ihre Ansicht nach seinem Tode, als ihr plötzlich die Welt ein verändertes Antlitz zeigte, als Frau Sorge langsam, wenn auch noch verschleiert und haust an ihre Türe pochte, und die verheirateten „Freundinnen“, alle in „Position“ oder reich geworden, auf die von ihrem Niefelstal herabgeschienene, auf eine kleine Pension beschränkte Sitzengebliebene und langsam Alternbe sehr von oben heruntersahen.

Gewisse kleine Demütigungen gaben den Ausschlag. Der schüchterne Verehrer, in dessen Augen sie noch immer auf ihrem Throne saß, wurde ernüchtert — er erklärte sich, und Ida konnte sich eine Hochzeitsfeier leisten, von deren Glanz und blendendem Luxus man in ihren Kreisen noch lange sprach.

Kurz darauf starb der alte Merkel, dessen Frau den Einzug der Schwiegertochter nicht mehr erlebt hatte; und sofort wurde die alte Mühle abgebrochen, die neue Villa mit dem prächtigen Garten errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der allwissende Oberleutnant.

Von Clara Dästerhoff. (Nachdruck verboten.)

Es war etwa zwei Jahrzehnte vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges. Noch ganz erregt saß Oberleutnant Knebel bei seiner Braut und berichtete ihr von der Inspektion, die General Herder am Vormittag auf dem Kasernenhof abgehalten hatte.

„Es ist schrecklich, was für Stedenpferde diese Vorgesetzten manchmal reiten“, sagte er. „Nicht genug, daß einer seine Pflicht und Schuldigkeit tut, so gut er kann; wenn er nicht des Chefs lächerliche Liebhabereien zu berücksichtigen versucht, so findet er doch keine Gnade vor seinen Augen. Unser General schwärmt augenblicklich für den inneren Dienst.“

„Den inneren Dienst? Was ist das?“

„Heute war's die wellbewegende Frage: Trägt der erste beste aus der Schar hervorgerufene Mann Strümpfe oder Fußlappen?“

Die Inspektion war soweit glatt verlaufen, Haltung und Erscheinung der Leute hatten dem alten Brummhart sogar die Anerkennung entlockt. Da kommt er auf den Gedanken, meinen Freund Lenz aufzufordern, er solle seine Leute vor Front beordnen. Als das geschehen ist, fragt er Lenz: „Wie der dritte Mann in der ersten Reihe?“ — „Bachmann, Herr General.“ — „Was trägt der Mann in seinen Stiefeln — Strümpfe oder Fußlappen?“ — „Ich bedauere, Herr General, darüber ich nicht unterrichtet“, antwortet Lenz. „Ich und jeder im Regiment hätte eben auch nichts anderes zu antworten gewußt. Nun hast du aber die Standpauke hören sollen, die der alte Herr mir hat.“ — „Da haben Sie es, meine Herren! Der innere Dienst, das ist, woran es hapert! Ein rechtschaffener Offizier muß unbedingt wissen, wie es um die Fußbekleidung eines jeden in seiner Kompagnie bestellt ist, denn von ihr hängt naturgemäß die Marschfähigkeit der Truppen ab. Verwenden Sie mehr Sorgfalt den inneren Dienst. Ich kann es Ihnen nicht dringend genug empfehlen. Leben Sie wohl, meine Herren!“ Was sagt nun zu solcher Gehirnerkaltung?

„Nun, ich denke, ihr müßt doch ganz glücklich sein, daß ich genau über das spezielle Stedenpferd eueres Vorgesetzten geflärkt seid“, meinte Eva von Lejewitz unbefangen. „Ihr doch wenigstens, worauf ihr euer Hauptaugenmerk zu richten habt, damit ihr bei der nächsten Inspektion mit Glanz befehl.“

Der Oberleutnant lachte belustigt auf. „Du meinst, wir hätten bis zur nächsten Wiederholung der lieblichen Prozedur weiter zu tun, als uns mit der Frage zu beschäftigen, wer unseren Leuten Soden oder Fußlappen trägt?“

„Nichts weiter“ will ich nicht sagen, aber doch so nebenbei berichtete die Braut seine Auffassung.

„O, du Unschuldsengel, bis wir uns diese Weisheit zu gemerkt haben würden, ist der gute General längst auf eine Spezialität verfallen, die sich als Stedenpferd reiten läßt“, der Oberleutnant, noch immer lachend.

„Ist das die Auffassung deiner Kameraden auch?“ erkundete sich die Braut.

„Aber natürlich, Kind; kein Mensch gibt auch nur ein Pfifferling auf all diese vorübergehenden Launen, die bei der Inspektion wechseln.“

Fräulein von Lejewitz blickte schweigend und nachdenklich vor sich hin. „Paul“, sagte sie dann plötzlich, „tu' mir einen persönlichen Gefallen, folge diesmal meinem Rat und mache das Fußlappenstedenpferd zu deinem eigenen. Mir sagt eine innere Stimme, die heute aufgeworfene Frage, ob Soden, ob Fußlappen sei bestimmt, in unserem Leben die Rolle des Schicksals zu spielen. Denke nur, wie glücklich es uns machte, wenn die Marotte alten Herrn das Mittel zu deiner Beförderung würde und uns heiraten könnten!“ Die bisher geheimgeliebte Verlobte der beiden war nämlich so aussichtslos wie möglich. Eins war unvernünftig wie das andere, auf Beförderung konnte der sehr jugendliche Mann in absehbarer Zeit nicht rechnen, nicht zufällig ein Krieg ausbrach, und ohne daß er eine höhere Charge erreichte, durfte er an Heiraten nicht denken.

„Kind, welche Idee! Wie würden die Kameraden lachen, wenn sie das hörten!“ Mit diesen Worten versuchte er Eva die „Schulke“ aus dem Sinne zu scherzen. Es gelang aber nicht. Sie bat so dringend und sah dabei so unwiderstehlich lieblich aus, daß er ihr das Versprechen geben mußte, sich eingehend um den „inneren Dienst“ und speziell um die Fußbekleidung seiner Leute zu kümmern. Dagegen nahm er das Versprechen ab, mit keinem über die Sache zu reden, erklärte er, „wenn sich das herumprache, hätte ich mich unheimlich lächerlich gemacht.“

Nun, der Herr Oberleutnant hatte die beste Absicht, sein Versprechen zur Ausführung zu bringen; im Drange der Gefühle aber kam er nicht gleich dazu, und später geriet die Sache in Vergessenheit, sowohl bei ihm, wie bei seiner Braut. Erst die Rede beinahe ein Jahr nachher auf die wiederum stehende Inspektion des Regiments durch General Herder fiel beiden die Schicksalsfrage: Soden oder Fußlappen? wieder.

„Bist du denn nun auch im inneren Dienst“ ganz sicher, kannst du von jenem Mann deiner Kompagnie Rechenschaft geben, was er in seinen Stiefeln trägt?“ fragte Eva scherzend den Mann ihrer Wahl.

„Wenn ich's die nächsten Wochen noch recht gründlich nachhole, wird's ja wohl sitzen“, gab er ausweichend zur Antwort, denn daß er ihren Herzwunsch vergessen hatte, mochte er doch nicht eingestehen.

Gleich den folgenden Tag ging er nun aber ans Werk. In diesen letzten Wochen vor der Besichtigung außerdem so vielerlei zu beachten und einzubüßen, daß er zu seinem Behagen inne wurde, die Sache war ganz und gar nicht so

einfach, wie sie sich anfaß. Denn obwohl er eine genaue Liste
gelegt hatte, aus der ersichtlich war, welche Art von Fußbeklei-
dung jeder einzelne seiner Leute trug, so gelang es ihm doch nicht,
Gedächtnis festzuhalten, ob nun in der ersten Reihe Lehmann,
er oder Müller die Fußlappen den Soden vorzog, und ob's
er dritten oder der zweiten Reihe war, wo alle Leute Soden
trugen. Je mehr er sich damit beschäftigte, desto kränker gingen
die Dinge durcheinander. Zuletzt stand er im Begriff, das
unhaltbare Studium als hoffnungslos überhaupt aufzugeben.
Aber an dem Abend jedoch erkundigte sich Eva nochmals, ob
auch der Fußlappen in seinem Zuge gewiß sei, und ihr konnte
noch unmöglich eingestehen, daß er diesem Studium nicht ge-
heuen sei, auf das sie nun einmal so große Hoffnungen setzte.
Schlaflos wälzte er sich in dieser Nacht auf seinem militärisch
durchlöcherigen Lager herum und zerbrach sich den Kopf nach
dem praktischen Ausweg aus der verzwickten Lage. Da auf
mal kam ihm ein rettender Gedanke. Wie elektrisiert richtete
sich auf, starrte grübelnd in den dämmernden Morgen und
knappte vergnügt mit den Fingern in der Luft. „Hurra, ich
habe's so wird's gehen“, sagte er laut vor sich hin, legte sich auf
die Seite und schlief den festen Schlaf des Gerechten.
Am folgenden Morgen hielt er auf dem Kasernenhof eine
Anrede, aber eindringliche Ansprache an seine Leute und führte sie
in vierundzwanzig Stunden später getroffenen Mutes dem
stehenden General Herder vor.
„Nieder wie im vorhergehenden Jahre entsprach das Regi-
ment so sehr den Ansprüchen des gestrigen alten Haudegens,
daß sich zu einem uneingeschränkten Lobe herbeiliß. Schon
es den Anschein, als habe Oberleutnant Knebel all seine
Kräfte vergeblich an die Fußlappenmarotte seiner Truppe ver-
wandelt, da wendete sich auf einmal der alte Herr ihm zu.
„Oberleutnant Knebel, führen Sie doch einmal Ihre Kom-
panie vor.“ Der fünfte Mann in der zweiten Reihe soll vor-
treten. Wie heißt der Mann, Herr Oberleutnant?“
„Lehmann, Herr General.“
„Was trägt er in seinen Stiefeln, Strümpfe oder Fußlappen?“
„Fußlappen, Herr General.“
„Sehr gut. Lehmann, ziehen Sie einmal einen Stiefel aus.“
Schwupp, flog der Stiefel herunter, und ein mit Fußlappen
bedeckter Fuß wurde sichtbar. Das ziemlich verwirrte Gesicht
des strengen Heiteren sich auf.
Der vierte Mann in der dritten Reihe und der achte Mann
der ersten Reihe treten vor. Wie heißen die beiden, Herr Ober-
leutnant?“
„Förster und Schilling, Herr General.“
„Wie sind ihre Füße bekleidet?“
„Förster trägt Soden, Schilling Fußlappen, Herr General.“
„Vorzüglich! Stiefel aus, Förster und Schilling!“
Im Nu hatte jeder einen Stiefel abgestreift, und Förster wies
auf Soden auf, Schilling seine Fußlappen. Überrascht und be-
geistert wie nie zuvor starrten die Offiziere im Kreise die beiden
Soldaten und den befriedigt darschauenden Knebel an.
Der General aber strahlte. „So ist's recht, so wollte ich's
sehen, sehen Sie, meine Herren, das nenne ich im inneren Dienste
zu sein. Ich gratuliere Ihnen, Herr Oberleutnant. Bleiben
Sie so, und ich kann Ihnen baldige Beförderung in Aussicht
stellen. Adieu, meine Herren!“
Der konnte glücklicher sein als Knebel mit seiner Eva, der
unverzüglich Mitteilung machte von seinem großen Erfolge.
„Ich dir's nicht gesagt: die Fußlappen bedeuten eine Schid-
samkeit für uns“, ich fühle es“, wiederholte sie immer
wieder. Und in gar nicht ferner Zeit sollten sich denn auch ihre
hoffnungen verwirklichen.
Während Umstand aber verdankte der Herr Oberleutnant
seinen überraschenden Erfolg?
Ganz einfach jener kurzen, aber eindringlichen Ansprache,
die er infolge des rettenden nächtlichen Einfalls am Tage vorher
seinen Leuten gehalten hatte. Sie hatte ungefähr gelautet:
„Morgen ist, wie ihr wißt, Inspektion. Ich bitte mir aus, daß
von euch ordentlich aufpaßt, sonst sollt ihr euch gratulieren.
Nur allem habt ihr euch eins zu merken, an den einen Fuß zieht
eine Sode, um den anderen kommen Fußlappen. Sollt nun
Herr General einen von euch vortreten lassen und mich fra-
gen, was der betreffende an den Füßen hat, Soden oder Fuß-
lappen, so habt ihr die Ohren aufzumachen und je nach meiner
Antwort den Stiefel runterzuziehen, der die Sode oder den
Fußlappen trägt. Verstanden? Zieht einer, bei dem ich sage
„Sode“, den Stiefel mit dem Fußlappen aus oder umgekehrt,
geht auf drei Tage ab. Also merkt's euch!“
Nun, da hatten sie denn alle verzweifelt schach ausgepaßt,
des Oberleutnants Glück war gemacht.

Moltke, der große Schweiger.

Moltke lebte anfang Juli des Jahres 1870 auf seinem schle-
sischen Gute Creisau der Erholung. Täglich besuchte er
seinen Gutshof, besichtigte die Felder und besprach wirtschaftliche
Angelegenheiten mit seinem Inspektor. Am 11. Juli 1870, als er
bei einer Wagenfahrt einen Bach auf einer Furt durchquerte,
brachte ihm ein Bote eine Depesche. Als er die Depesche gelesen,
steckte er sie ein und fuhr, ohne ein Wort zu sagen, des Weges
weiter. Die Wageninsassen merkten dem General nicht die ge-
ringste Veränderung an. Nur schien es, als verspüre er noch
weniger Lust, sich in irgendwelches Gespräch einzulassen.

Als man wieder auf dem Gutshofe angelangt war, meinte
Moltke zu seinem Bruder: „Ich muß diese Nacht noch nach Ber-
lin reisen!“ Niemand erhielt weitere Auskunft. Schweigend saß
man im Familientheke bei der Abendtafel, als Moltke in plötz-
licher Erregung erklärte: „Laßt sie nur kommen! Mit oder ohne
Süddeutschland, wir sind gerüstet!“

So viel man auch fragen wollte, Moltke blieb schweigsam.
Er reiste noch in derselben Nacht nach Berlin.

Nur wenige Tage später begann der deutsch-französische Krieg
1870/71. Er brachte uns in Generalfeldmarschall Moltke den
genialen Feldherrn, der die verbündeten deutschen Heere von
Sieg zu Sieg führte.

König Wilhelm I. sagte in einem Trinkspruch am 3. Sep-
tember nach der Schlacht von Sedan: „Sie, General v. Roon,
haben das Schwert geschliffen, und Sie, General v. Moltke,
haben das Schwert geführt; Sie, Graf Bismarck, leiten seit
Jahren meine Politik in so vortrefflicher Weise, daß, wenn ich
der Armeen danke, ich Ihrer drei besonders gedenke.“

Wie Moltke selbst über seine Feldzugserfolge urteilt, beweist
sein Ausspruch zu einem seiner Generalstabsoffiziere: „Wenn
man bedenkt, wie wenig von solchen Erfolgen man sich selbst zu-
zuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so
lernt man von selbst Bescheidenheit.“

Ein Ausspruch, eines großen Mannes würdig.

A. M.



Mutter.

Mutter! Mutter still' die Tränen,
Laß mich ruhn in kühlen Matten,
Still' dein Gessen, still' dein Sehn,
Laß von Blumen mich beschatten.
Wo ich fiel auf blut'gem Grunde,
Laß mich ruhn in stillem Frieden;
Wo mich traf die Todeswunde,
Laß mich sanft begraben liegen.
Mutter! Mutter still' die Tränen,
Laß dein schmerzgefülltes Weinen;
Still' dein Gessen, still' dein Sehn —
Gott wird uns dereinst vereinen.

Im Felde, den 8. Mai 1917.

Westr. Denkschrift.

Fürs Haus

Die Kottschins sind Hühner, deren Aueigenschaft weniger im Eier-
legen als vielmehr in ideeller Richtung zu suchen ist. Von ihnen und den



Brahmas kommen
die meisten jetzigen
wertvollen Rassen ab,
wie die Orpingtons,
Plymouths, Wyand-
bottes usw., auch zur
Aufzucht und
Zerstückung anderer
Rassen in Kottschinblut
viel verwendet
worden. Wenn wegen
des geringen Aus-
wertes auch die rein-
rassigen Kottschins lei-
ne verhältnismäßig

selten sind, so sollen sie doch nicht ganz verschwinden, da sie aus den
genannten Gründen geradezu unerlässlich sind.

Unsere Bilder

Manabana, die letzte Königin von Madagaskar, starb in Algier.
Ihr großes Aufsehen stand zuerst unter der Schutzhegemonie Frankreichs,
nach der Eroberung durch den General Gallieni im Jahre 1896 wurde es
gänzlich unter die französische Herrschaft genommen, die gebildete und bei
ihrem Volk sehr beliebte Königin abgesetzt und nach Algerien verwiesen, wo
sie trotz ihrer wiederholten Bitten um standesgemäßen Unterhalt von dem
ritterlichen Frankreich in den allerbescheidensten Verhältnissen gelassen wurde.

Geh. Hofrat Dr. Karl v. Linde, der weltberühmte Erfinder der flüssigen Luft, vollendete am 11. Juni in Prinz-Ludwigs-Höhe bei München sein 75. Lebensjahr. Seine Untersuchungen über die Prozesse des Gefrierens und seine Erfindung von Maschinen zur Anwendung dieser Prozesse sind weltbekannt, ebenso sein Verfahren zur Herstellung reinen Sauerstoffs. Er zählt zu den bedeutendsten Forschern der Gegenwart und hat viele hohe Auszeichnungen und Ehrungen erfahren; unter anderem ist er Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München und Wien.

Fliegerleutnant Heinrich Gontermann, einem unserer erfolgreichsten Flieger, wurde in Anerkennung seiner Tapferkeit im Luftkampf der Orden Pour le mérito verliehen; er ist Führer einer mit großem Erfolge arbeitenden Jagdstaffel im Westen und hat bis jetzt 23 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. Gontermann ist in Siegen in Westfalen als Sohn des Professors G. geboren und steht im 21. Lebensjahre. In den deutschen Heeresberichten wurde der junge, erfolgreiche Fliegerleutnant mehrfach lobend hervorgehoben.

Begnadete Hermann Kaulbach ist einer unserer besten Kindermalers. Sein Lieblingsgebiet ist die Kinderswelt. Das Leben und Treiben der Kinder hat wohl keiner mit so viel Liebe und Aufmerksamkeit beobachtet. Es gibt fast keinen Zug, den er ihm nicht abgelauscht hätte, und er hat eine wahre Meisterschaft darin, diese Züge lebendig und sprechend wiederzugeben. Er versteht es besonders treffend, das Gefühlsleben, seine wechselnden Stimmungen auszudrücken und seinen Kleinen etwas Persönliches zu geben. Deswegen wirkt es keineswegs ermüdend, immer und immer dieselben Kindertypen bei ihm anzutreffen. Es ist wahr, es ist ein und dasselbe Urbild, das uns fast in jedem einzelnen begegnet, und die Kaulbachschen Kindertypen kennt man aus allen heraus. Aber wenn auch die Köpfe fast gleich geformt sind, drollig und pausbackig, seinen besonderen Ausdruck hat doch ein jedes, und schon im besten Sinn sind seine Kinder alle, im selben Alter, in dem sie uns durch ihre Unschuld und Lieblichkeit am meisten gefallen. Es ist ein alltäglicher Vorgang, welchen unser Bild schildert. Die Kleinen sind wohl zu weit durchs Dorf gegangen, etwas zu weit für die kleinen Füße, vielleicht in der Sonnenhitze, und haben sich dann in den kühlen Schatten eines Hauses gesetzt. Da fordert die Natur ihr Recht. Das eine ist sanft eingeschlafen und tut die ersten tiefen Züge. Das andere, Schwesterlein oder Gebrüder, fühlt nun, daß sie das Kleine hüten muß, und schaut, wohl selbst müde, ernsthaft drein und bemüht, sich ja wach zu erhalten. O Kinderswelt, wie bist du reich und schön im jungen, ungetrübten Morgen deines Lebens und deinem ahnungslosen und wieder so ahnungsvollen Spiel!



Reintliche Frage.

Nichter: „Die Jose hat den rohen Ausdruck Ihres Mannes gehört? Wo war sie denn?“
 Reugin: „In meinem Zimmer, sie klocht meine Höpse.“
 Nichter: „Und wo befanden Sie sich?“

Allerlei

— Aus dem Schloßfenster in Berlin hörte Friedrich II. einst die Schüler des Grauen Klosters in der Burgstraße das Gellertsche Lied singen: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!“ — „Sie muß freilich groß und grenzenlos sein“, bemerkte da der König, „da sie es duldet, daß die Jungen so elend singen!“

Ein Panzerschiff im Mittelalter. „Nichts Neues unter der Sonne!“ — auch Panzerschiffe sind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts, wie man gewöhnlich behauptet, sondern haben ihre Vorläufer schon in früheren Zeiten. Zu dem Geschwader, das Kaiser Karl V. im Jahre 1535 unter dem Oberbefehl des berühmten Admirals Andreas Doria gegen Tunis sandte, gehörte die „Santa Anna“, ein regelrechtes Panzerschiff. Die Johanniter hatten es 1530 zu Nizza erbaut. Es war stark befestigt, hatte 300 Mann Besatzung, war im Innern reich eingerichtet — u. a. mit einer kleinen Festhalle und einer Bettstube — und trug vor allem rings herum einen Panzer aus Bleiplatten, der ihm einen sicheren Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte. Zu dem Erfolge der Unternehmung — sie endete mit der Eroberung von Tunis — hat die „Santa Anna“ nicht wenig beigetragen. S. t.

Vom ewigen Frieden. Deutschlands Feinde wollen auf den Trümmern des deutschen Reiches und seiner Verbündeten einen ewigen Frieden schaffen. Abgesehen davon, daß dieser Frieden die Welt Herrschaft Englands noch fester begründen soll, ist die Idee vom ewigen Frieden sehr alt. Schon Heinrich IV. von Frankreich beschäftigte sich mit dem Plan eines christlich-europäischen Staatenbundes, indem die einzelnen Völker ihre Angelegenheiten friedlich beraten sollten. Napoleon I. suchte durch eine Weltkonferenz den Völkern Europas einen Frieden aufzubringen. Was dabei herausgekommen, ist bekannt. Jahrzehntlang schwamm der Kontinent in Blut und Tränen. Nach ihm ersand die „heilige Allianz“, auch diese hatte den Zweck, einen ewigen Frieden unter den beteiligten Mächten zu stiften. Sonst beschäftigte die Friedensidee auch Schriftsteller und Gelehrte. Abbé Charles Renée de St. Pierre war der erste, der durch seine Schrift: „projet de paix perpétuelle entre les potentats de l'Europe“ im Jahre 1713 großes Aufsehen erregte. Auch Rousseau schrieb über den ewigen Frieden. Kant, der Weise von Königsberg, hat diese Idee ebenfalls in einer Schrift: „Zum ewigen Frieden“ am schärfsten abgehandelt. Fast zu gleicher Zeit gab auch Herder der Idee des ewigen Friedens in beredten Worten Ausdruck in Prosa und Dichtung. Seitdem hat sie nie aufgehört, die Gemüter zu beschäftigen. In Amerika und England hat sie stets begeisterte Anwälte ge-

funden. Friedensvereine bestehen hier in großer Zahl. Auch in Deutschland sind der Pazifisten nicht wenig. Friedenskongresse haben wieder in Genf, London, Brüssel, Paris usw. stattgefunden. Das Friedensmännchen des Jaren sollte bekanntlich die Friedensidee besonders fördern. Der Herr ist bekannt. Der blutigste Krieg der Weltgeschichte war die Folge. Der große Volkte hatte also durchaus recht, wenn er, der Idee vom ewigen Frieden skeptisch gegenüberstand. Die Interessen der Völker lassen sich auf internationalen Friedenskongressen kaum jemals vereinigen. Deutschland hat dies auf der Konferenz von Algieras deutlich erfahren.

Gemeinnütziges

Für eine gute Ernte zur Frühgemüsezucht muß schon im Sommer gesorgt werden. Man setze Landerde durchmischt mit Kompost und Torf sowie Kuhmist auf; mische dieses öfters und zwar zum Herbst noch mit Kalk und Thomasmehl. Man hat dann eine lockere, schöne Erde zum Frühjahrsanbau.

Besprühungen gegen die Blausche Krankheit der Reben sind nur dann erfolgreich, wenn auch die Unterseite der Blätter von der Kupferkalkbrühe getränkt werden. Dort befinden sich die Sporen des Pilzes.

Einsjähriger Spargelsamen ist für den Ansaat der beste. Es empfiehlt sich, die Samen in den Spargelplantagen den Sommer lang zu lagern und im Frühjahr auszusäen.

Bei juckender Kopfhaut sind Waschungen mit folgender Mischung zu machen: Weinsäure 10 Gramm, Essigsäure 1 1/2 Gramm, Äolisches Öl 4 Gramm, Rizinusöl 4 Gramm, Wasser 166 Gramm. — Die Waschungen einmal wöchentlich auszuführen und bei Sprödigkeit der Haut sofort gegeben werden.

Stauben, die man während des Sommers antreiben will, werden etwa im Juli in Töpfe gepflanzt. Das Gelingen naturgemäß am besten im Frühjahr oder Frühommer in den Arten, wie Leberblümchen, Stauden, Maiglöckchen.

Häferlodenfrüadellen, vorzüglich als Beilage zu Gemüse. Pfund Häferloden wird mit 1/2 Liter kochend Wasser überbrüht, 1 Stunde stehen gelassen. Zwiebel und Petersilie wird gedämpft mit der erhalteten Masse vermischt, Salz, Pfeffer, etwas Muskat. 2-3 Eier dazugegeben und alsdann kleine Früadellen daraus geformt, die in Fett braun gebacken werden. Die Eier verfeinern die Früadellen, können sie auch weggelassen werden.

Reise von Stärke schütte man nicht fort, sondern stelle das Gefäß schräg, damit sich der Bodensatz an einer Seite sammelt. Dann läßt sich das obere Wasser später leicht abgießen, und die eingetrocknete Stärke kann man wieder verwenden.

Auflösung der Zerlegungsfrage.

SOMME

Scharade.

Sobald der Winter ist gekommen, Erklärt das Erste, wie ihr müht, Und der wird gerne angenommen, Der stets ein echtes Zweites ist. Das Ganze stellt der Räthsel Schar Vergnügt sich aus dem Ersten dar.

Julius Feld.

Silbenrätsel.

a, a, a, ad, bicht, eag, eu, dah, dor, e, e, gan, gen, ha, ka, kisch, lan, lem, mas, nan, ne, ni, ni, re, ri, ry, sa, sen, thra, u, wurm.

Aus vorstehenden Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Räthsel und ein seiner Werke nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1) Raubvogel. 2) Italienische Kolonie am Roten Meer. 3) Baum. 4) Everntomponit. 5) Person der Griechischen Mythologie. 6) Bekanntes Diktum. 7) Korpolforscher. 8) Stadt in Schottland. 9) Mithrasfrieses Götterbild. 10) Kolonie bei Berlin. 11) Republik in Südamerika. W. Spangenberg.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Räthfels: Er, ich, Erich. Des Kryptogramms: Breslau, Saal, Höl, Rebe, Blau, Urat, Ede, Basel, Rabe.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weiffert, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weiffert in Stuttgart.

Problem Nr. 180.

Von E. Ferber, St. Amant, Schwan.



Mat in 2 Zügen.